

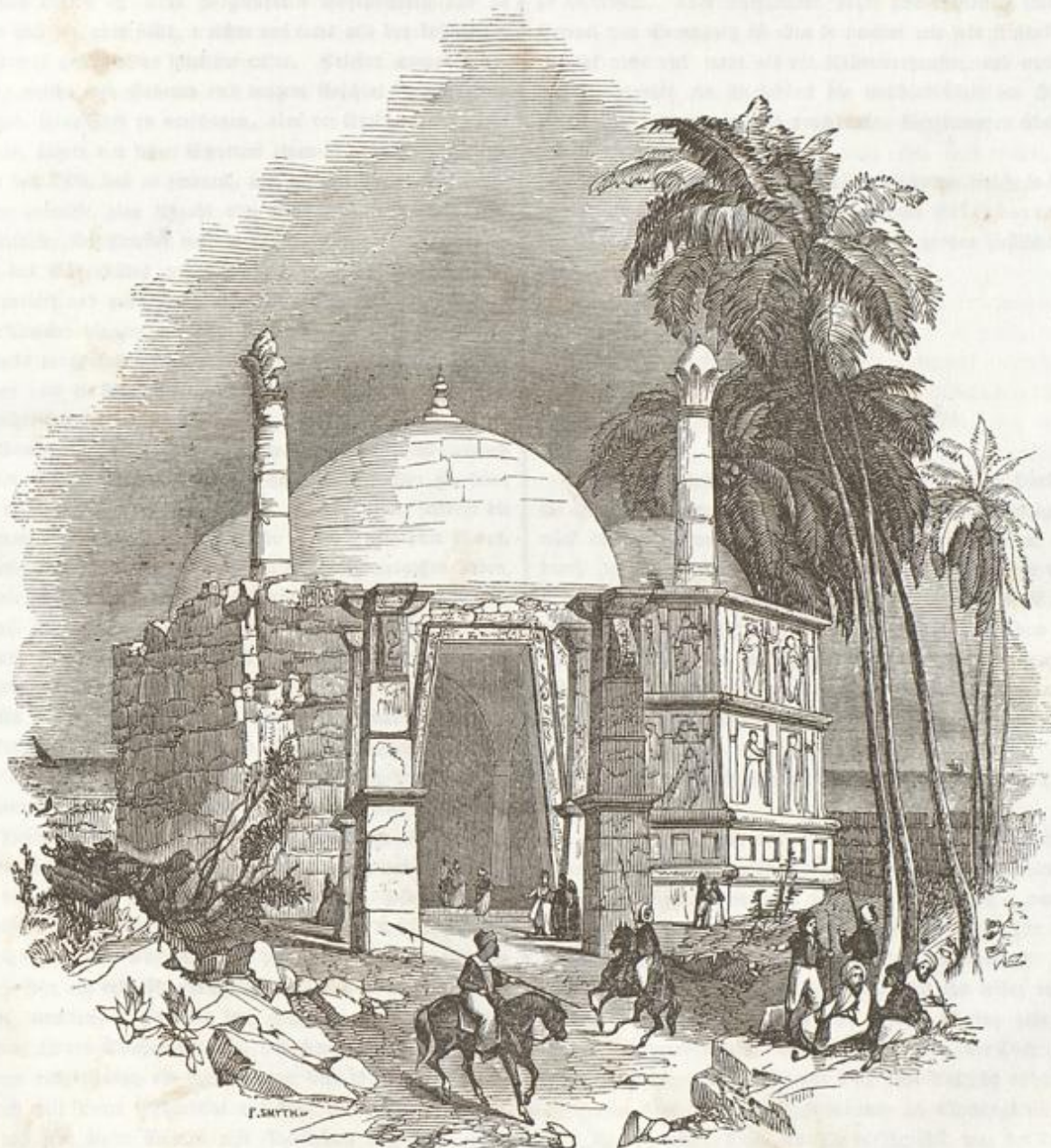
Bilder-

N^o 35.



Magazin

1843.



(Der Tempel von Somnauth.)

Der Tempel von Somnauth.

Wohl kein Gegenstand in dem großen Gebietsraume von Indien hat gegenwärtig mehr Aufmerksamkeit auf sich gezogen, als der Tempel von Somnauth, von dem wir hier eine Abbildung vorlegen.

Der Tempel von Somnauth, berühmt durch sein Alter und den Ruf seiner ehemaligen Heiligkeit in ganz Indien, steht unweit der alten gegenwärtig von Mahomedanern bewohnten Hindu-Stadt Puttun in Guzerat. Er ist auf einer vom Meere umgebenen Klippe erbaut, und war dem Herrn des Mondes gewidmet, welchen, wie die alten persischen Geschichtschreiber berichten, das Meer selbst verehrte. Die Moschee, welche

auf den Trümmern des alten Tempels errichtet ist, nähert sich selbst ihrem Verfall, und von den fünf Kuppeln, welche sie ehemals zierte, sind nur noch zwei vorhanden, während die drei Eingänge und der zu ihnen führende Weg durch gewaltige von den Dächern und Ornamenten des Gebäudes herabgestürzte Steinmassen fast versperrt sind. Indes ist von den trefflich gearbeiteten Verzierungen am Hintertheil noch Manches zu sehen, bestehend in Gruppen kleiner im Sansischen Geschmack ausgeführter Figuren. Der gegenwärtige Zustand Somnauths zeigt von Verfall und Verlassenheit, das Innere ist ein Ruheplatz für das in der Nähe weidende Vieh, und das alte Gemäuer dient Fledermäusen und Eulen zur Wohnung.



(Der Tempel von Somnauth.)

Der Tempel von Somnauth war ursprünglich eines der prachtvollsten heiligen Gebäude in ganz Indien und vom ersten Alterthum. Zu verschiedenen Perioden zunächst dem Monde, dann dem Buddha und endlich dem Siwa der hindostanischen Dreieinigheit geweiht, war er Jahrhunderte hindurch ein Gegenstand der höchsten Verehrung für die Hindus, bis Mahmud von Ghuzni im Jahr 1022 nach Christus, in seinem zehnten Feldzug gegen die Heiligthümer des Hinduismus, Puttun belagerte und Somnauth zerstörte. Als der Eroberer nach einer dreitägigen Belagerung und nachdem er fünftausend seiner unglücklichen Vertheidiger erschlagen, in diesen großen Tempel einzog, fand er einen steinernen, fünf Ellen hohen Gözen, umgeben von kleinen in Gold ausgeführten Gözenbildern und in einem Schrein aufgestellt, welcher auf sechs mit den kostbarsten Edelsteinen geschmückten Pfeilern ruhte. Priester umgaben den Altar, welche mit Gebeten und lautem Geschrei in den König drangen, ihren Gott zu verschonen, aber der Eroberer, vorwärts stürzend, führte mit seiner Streitart einen so gewaltigen Streich gegen das Bild, daß es zerbrach, und dem geöffneten Bauch des Gözen entrollte eine Unzahl von Münzen und unschätzbaren Edelsteinen. Die Priester wurden niedergebaut, und die Bruchstücke des Gözenbildes auf Mahmud's Befehl nach Ghuzni transportirt und zur Verherrlichung des Islam vor die dortige große Moschee hingeworfen; die Streitart des Eroberers wurde ebenfalls lange aufbewahrt, und wahrscheinlich zu derselben Zeit wurden auch die Sandelholz-Thore weggenommen, wiewohl kein Geschichtsschreiber ihrer erwähnt.

Somnauth scheint nach seiner Zerstörung durch Mahmud als ein Tempel Siwa's wieder hergestellt worden zu sein; aber eine lange Reihe von Jahren ist vergangen, seitdem die Abkömmlinge von denen, welche für dieses Heiligthum kämpften und fielen, seinen hindostanischen Ursprung vergessen haben, und die verfallene Moschee, welche gegenwärtig seine Stelle einnimmt, ist das Eigenthum der mahomedanischen Regierung zu Puttun, und dient als Viehstall und nebenbei auch als Zufluchtsort für wandernde Bettler.

Es ist in der That wenig über seine ehemalige Größe zu beurkunden, denn das Innere von Somnauth besteht einfach in einer weiten Halle, die auf einem Octagon von Pfeilern ruht, mit einem kleinen Gemach oder Sanctum ohne alle Verzierung. Der Fußboden dieser ersten Halle ist mit gewaltigen Steinblöcken bedeckt, welche von der Decke herabgefallen sind, und das Ganze hat das Ansehen völliger Verlassenheit und Dede. Indes erzählen uns die persischen Geschichtsschreiber, daß Mahmud von Ghuzni, den wahrscheinlich die Begierde nach Schätzen eben so sehr als religiöse zur Belagerung von Somnauth treiben mochte, nachdem er sich mit dem Schwerte in der Hand den Eingang in den Tempel gebahnt, und den Halbmond auf seine Mauern aufgespangt, ein bedecktes von sechs Säulen getragenes Gemach mit einem Gözenbilde von fünf Ellen Höhe gefunden, und daß jede dieser Säulen mit Edelsteinen von außerordentlichem Werthe überkleidet gewesen sei; das Gözenbild wurde

von den Hindus mehr als irgend ein anderes verehrt. Die Tempelwärter wuschen es täglich mit Wasser aus dem Ganges. Die Abgaben von zehntausend Dörfern waren zur Unterhaltung des Heiligthums bestimmt; zweihundert Tanzmädchen nebst dreihundert Musikern waren stets zum Dienste des Gözen bereit. Viele kleinere Gözenbilder von Gold und Silber umgaben diesen größten der Götter, und dreihundert Barbier waren stets zugegen, um die frommen Gläubigen zu rasiren, welche Zutritt in den Tempel begehrten. So groß war die Popularität dieses obscönen Gözendienstes, daß die Fürstinnen Hindostans ihre Töchter demselben weihten, und bei Eintritt von Sonnen- oder Mond-Finsterniß strömten oft Tausende hierher, um ihre Gebete zu verrichten. Aber achthundert Jahre sind verflossen, und der Tempel von Somnauth ist eben so verödet wie sein Cultus; er ist jetzt nicht viel mehr als ein Trümmerhaufen, und nur hier und da verräth ein Steinblock die Geschicklichkeit der Hände, welche ihn mit reichen und prachtvollen Verzierungen überkleideten.

Die beiden Sandelthore dieses Tempels nun, welche so lange in Ghuzni aufbewahrt worden sind, hat Lord Ellenborough, der General-Gouverneur von Indien, mit großen Festlichkeiten an ihre alte Stätte zurückbringen lassen.

M i n e.

Nach Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

„Du bist,“ fuhr der Graf fort, indem er seine Hand auf die Hand des Sohnes legte, „Du bist für mich nothwendig. Du wirst thun, was mein Sohn Albert zu thun bereit war. Nur durch Opfer und viele Prüfungen sind hohe Würden zu erlangen, Du aber siehst Dich, während allen Uebrigen zahllose Schwierigkeiten entgegenstehen, mit einem Mute spielend an dem Ziele, das Andere erst nach zwanzigjährigen Bemühungen erreichen. Alles hängt bei Dir nur von einer Förmlichkeit, von einer unbedeutenden Handlung ab: Du brauchst Dich nur zu verheirathen.“

— „Ich mich verheirathen?“ rief Eberhard aus. „Mich verheirathen?“

„Ja, Du bist zwar noch etwas jung, aber das schadet nichts. Höre mich bis zu Ende an,“ fuhr der Graf fort, gleichsam zur Antwort auf eine Bewegung der Angst Eberhards, „wundere Dich später, wenn Du willst, aber es ist ein Stück für Dich, ich stehe dafür. Die Heirath, welche ich Dir antrage, sollte und wollte Dein Bruder eingehen, als ich ihn leider verlor; ich dachte nun an Dich, denn diese Heirath ist eine glänzende Zukunft, ein unverhofftes Glück, ein ebener Weg, der Dich in die Nähe des Thrones führt. Blendet Dich diese Aussicht nicht?“

„Von einer solchen Zukunft träumte ich allerdings nie.“

„Von sonst? Das, was Du verschmähst, war der Traum und tägliche Gedanke des ganzen Hofes. Die größten Herren

stritten um den Ruhm, die Herzogin von B. heimzuführen, vor einem Eppstein mußten sie aber alle weichen.“

— „Und wer ist diese Herzogin von B., deren Namen ich nie nennen hörte?“ fragte Eberhard.

„Die Herzogin von B. ist Alles und ist Nichts, eine Frau ohne Namen, der man ein Herzogthum gegeben hat. Man wünscht sie verheirathet zu sehen, und der Gemahl derselben wird Alles erhalten, was er wünscht.“

— „Sie sprechen nicht im Ernst mit mir, Vater,“ antwortete Eberhard. „Rein, ich glaube Ihnen nicht. Sie lieben Titel und Ehrenstellen mehr als den Ruhm; das erscheint mir seltsam, doch begreife ich es noch. Aber den Namen seiner Kinder zu verkaufen, ist mehr, als ich einzusehen vermag, und Sie, ein Graf von Eppstein, können dies unmöglich im Ernste wollen.“

Der Graf konnte kaum die Aufwallung seines Bornes niederhalten, doch kam ihm, als er das Gesicht Eberhards aufmerksam betrachtete, plötzlich ein Gedanke in den Sinn.

„Wenn nun aber diese Heirath wirklich ernstlich gemeint wäre, würdest Du Dich weigern, sie einzugehen?“

— „Ja,“ antwortete der junge Mann festentschlossen. „Nehmen Sie mein Leben, Vater, aber schonen Sie mein Gewissen. Beharren Sie auf Ihrem Willen, so werde ich muthig das Haupt aufrichten und fragen: „Graf von Eppstein, mit welchem Rechte verlangen Sie meine Ehre von mir?“ Mein Leben gehört Ihnen vielleicht, gewiß nicht meine Tugend. Ich führe einen der stolzeften und adeligsten Namen Deutschlands, und Sie werden mich nicht unter den niedrigsten Handwerker stellen, der seine Frau . . .“

Eberhard sprach mit Wärme, vollendete aber nicht. Der Graf sah ihn unverwandt an, und lächelte. Dann ergriff er die Hand des Sohnes und sprach:

„Sehr gut, Eberhard, sehr gut. Laß Dich umarmen, lieber Sohn, und verzeihe mir, daß ich an Dir, Du treues Herz, gezweifelt habe. Ich lerne Dich heute ja erst kennen. Du machst mich zu dem glücklichsten der Väter, denn ich sehe, daß Du ihrer würdig bist, der ich Dich bestimme, des tugendhaftesten und reizendsten Mädchens in Wien. Sie wird die Deinige werden, Eberhard. Ja, eine der reichsten und edelsten Erbinnen, ein Schatz von Tüchtigkeit und Schönheit, Lucilie von Glanzberg, wird Deine Frau werden.“

Der Graf Maximilian hatte das Mädchen genannt, von welchem Rosamunde, die sie in dem Kloster kennen gelernt, hunderte Male mit ihm gesprochen.

„Wie, Vater? Lucilie von Glanzberg, das schöne tugendhafte Mädchen?“

— „Die Sache ist abgemacht; nach einem Monate ist sie die Deinige. Ich erwarte Deinen Dank.“

„Ja, Sie sind der beste Vater,“ antwortete Eberhard, indem er die Hand küßte, welche ihm der Graf Maximilian reichte. „Ich weiß nicht, in welchen Worten ich den Dank aussprechen

soll, den ich in meinem Herzen trage, aber ich kann Lucilie von Glanzberg weder lieben noch heirathen.“

— „Hab' ich Dich nun?“ fiel der Graf mit schrecklicher Stimme ein, indem er aufsprang. „Heuchler, Du bist in die Schlinge gegangen. Also nicht die Ehre hinderte Dich, die zu heirathen, welche ich Dir bestimmt hatte? Nicht die Person war Dir zuwider, sondern die Ehe? Welche sentimentale Liebslei liegt darunter versteckt?“

Die Comödie schlug in Drama um. Eberhard stand bleich und zitternd da und vermochte keine Sylbe zu sprechen. Der Graf legte ihm die Hand auf die Achsel und sagte mit barscher Stimme zu ihm:

„Höre mich an, lieber Sohn; jetzt bitte ich nicht, ich befehle; ich sage nicht: „Willst Du?“ sondern: „Ich will.“ Der Fürst hat mein Wort, die Vermählung ist bereits angekündigt. Wäre ich nicht zu alt, würde ich Dich gern entbehren, aber jung soll der Gatte der Herzogin sein. Du bist mein Sohn, folglich trittst Du in die Ehe mit ihr. Kein Wort weiter! Finde ich die Ursache Deiner Weigerung, so nimm Dich in Acht; ich bin fürchterlich, wenn man mich zum Keusersten treibt! Du willst, wie es scheint, etwas stammeln, — aber schweige, rathe ich Dir, und schlage die Augen nieder. Glaube mir, manche Erinnerungen bringen mich mehr auf, als sie mich erschrecken. Jetzt geh, ich gebe Dir Bedenkzeit bis morgen. Möge Dir die Nacht guten Rath bringen, denn Dein beleidigter Vater würde ein schrecklicher Richter sein.“

Der Graf zeigte, bleich und zitternd, nach der Thür, und Eberhard schritt langsam hinaus.

Alles dies geschah am Tage vor Weihnachten.

13.

Eberhard eilte aus dem Schlosse hinaus. Die Nacht war kalt, aber schön, der Himmel blau, aber der Wind wehete schneidend kalt. Mehrere Tage hintereinander war Schnee gefallen, und die Erde sah aus, wie in ein großes Leichentuch gehüllt. Eberhard ging mit starken Schritten ziellos auf dem Wege dahin; er fühlte die Kälte nicht. Sein Instinct führte ihn nach dem Jägerhause, aber es war fast Mitternacht und Alles in dem Hause verschlossen und still. Dann schritt er nach der Grotte zu und in dieser rief er knieend seine Mutter an.

„Mutter!“ rief er händeringend, „Mutter, wo bist Du? Weist Du, was man mit Deinem Sohne thun will? Wirfst Du ihn in Schande stürzen lassen?“

Der Wind rauschte durch die Fichten und Eberhard begann zu weinen.

„Mein Gott, was wird mir morgen geschehen! Was wird der Graf, was werde ich thun? Soll ich fliehen, soll ich den Onkel Conrad aufsuchen? — Und Rosamunde? Sie muß ich erst wiedersehen; sie ist ja meine Braut, meine Frau.“

(Fortsetzung folgt.)